



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

des Genies, und so treffen sie in ihren Grundanschauungen, in ihrer Stellung zur Zeit immer wieder zusammen, das Gepräge ihrer Werke ist trotz aller Verschiedenheit nahe verwandt. Man wird kaum noch zwei Dichter in der deutschen Litteratur finden, die so dicht nebeneinanderstünden, und wenn sich Hebbel doch in der Gesamtheit seiner Werke bedeutender zeigt, so liegt das eben nur daran, daß Ludwigs Lebenswerk ein Torso bleiben mußte.

Nun ruhen sie beide mehr als dreißig Jahre im Grabe, der leidenschaftliche Dithmarscher, der sich immer wieder trotzig der Welt entgegenstellte wie seine Vorfahren einst den Feindescharren und Meereswogen, und der stille Thüringer, der immer abseits ging und doch auf den Pfaden der echten und großen Dichtung wandelte. Aber die Zeit ist jetzt nahe, wo sie für ihr ganzes Volk wieder auferstehen, die beiden echt deutschen Männer, die nicht wie so manche des neuern Geschlechts Deutsche sein wollten, sondern Deutsche waren, die der Kunst ein ganzes an Entbehrungen und Enttäuschungen reiches Leben widmeten und doch nicht mehr begehrten als eine einfache Nische im Pantheon der deutschen Litteratur. Lange genug hat man sie als poetische Sonderlinge ausgeföhren, die in überstolzem Selbstbewußtsein weitab von der großen Heerstraße der deutschen Dichter einherschritten und nur für wenige gelebt und gedichtet hätten. Jetzt erkennt man, daß sie es waren, die das Banner Goethes und Schillers mit sich führten, und die Straße, die sie gebahnt haben, ist heute fast die einzig beschreibbare geworden. Möge man ihnen nachfolgen! Noch ist es nicht zu spät, wenn auch ein ganzes Menschenalter unter mehr oder minder fruchtlosen Versuchen, eiteln Selbsttäuschungen und leider auch gaunerischem Betrug des deutschen Volks vergangen ist. Das Beste freilich kann auch das größte Vorbild, der aufs klarste vorgezeichnete Weg nicht geben. „Den echten Dichter macht die Ganzheit und Fülle seiner Stimmung,“ sagt Otto Ludwig. Aber schon der junge Hebbel schrieb in sein Tagebuch: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet taufte den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar fengt, der war nicht berufen.“



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rebels und Liebknechts Dummheit. Nachdem sich unsere Sozialistenführer — aus Verzweiflung, wie im 33. Hefte gezeigt worden ist — mit ihrem Agrarprogramm blamirt haben, scheint sie dessen Mißerfolg um den letzten Rest ihres Verstandes gebracht zu haben. Über die Noheit, das Andenken des ehr-

würdigen Kaisers Wilhelm zu beschimpfen und die patriotischen Empfindungen der ungeheuern Mehrheit des Volks als Mordspatriotismus zu verhöhnern, über die Thorheit, Bestrafungen an den Haaren herbeizuziehen, die nirgends als Martyrium angesehen, sondern den Leuten vom Vorwärts als wohlverdiente Züchtigung gegönnt werden, über den Unfuss, den deutsch-französischen Krieg auf eine „gefälschte“ Depesche zurückzuführen, seine weltgeschichtliche Notwendigkeit zu verkennen und seine Entstehung mit den Augen übergeschnappter Franzosen anzusehen, ist kein Wort zu verlieren; nur die Generaldummheit wollen wir hervorheben, daß die Deutschen alle Einzeldummheiten, deren sie fähig sind, zu einem Kesseltreiben auf die Sedanfeier vereinigt haben, ohne zu merken, wie sie sich selbst in den Kessel legen. Sie haben ihre Dhmacht vor aller Welt noch deutlicher geoffenbart, wie es schon durch den verunglückten Weltfeiertag geschehen war, sie haben eine für ein Ausnahmegesetz höchst günstige Stimmung erzeugt, und sie haben jenen Herren Wasser auf die Mühle geliefert, die unter dem Vorwande notwendiger Abwehr der Revolution Gefahr die Arbeiter rechtlos zu machen und überhaupt jede unbequeme Opposition gegen die herrschenden Klassen zu unterdrücken versuchen. Zwar weisen auch die Organe dieser Herren triumphirend auf die offenkundig gewordne Dhmacht der Sozialdemokratie hin und bezeugen dadurch die Unnötigkeit von Ausnahmegesetzen und weitem Freiheitsbeschränkungen, doch schaden solche Widersprüche einer politischen Partei nichts, solange sie von den hochgehenden Wogen einer lebhaften Volksstimmung getragen wird, und außerdem kann man, sich auf das Kaiserwort berufend, jagen: nun gut, droht auch keine Gefahr, so fordert doch die nationale Ehre die Unterdrückung der Rotte! Damit ist der Bestand der Arbeiterpartei bedroht und ihre allmähliche Umbildung aus einer revolutionären in eine positiv schaffende aufs neue in Frage gestellt.

Zur Entschuldigung — nicht ihrer Noheiten, die unentschuldbar sind — sondern bloß ihrer Dummheiten können sich nun allerdings die Sozialistenführer auf die bürgerlichen Parteien berufen. Die Hoffnung auf den bevorstehenden „großen Kladderadatsch,“ der ihnen ihre Dhmacht verbarg, war einigermassen gerechtfertigt durch das Gejammer der Agrarier und der Handwerker, ihr Machtgefühl wurde geschwellt durch die Beharrlichkeit, mit der nicht allein die Kartelpresse, sondern auch mancher sonst ganz verständige Mann, wie Massow z. B., den baldigen Umsturz prophezeite, und ihr Abscheu gegen den Krieg wird scheinbar von den bürgerlichen Parteien nicht allein, sondern von allen Regierungen Europas und sogar vom Offizierstande geteilt. Allein so seine Köpfe wie Bebel und Liebknecht, die alle „bürgerlichen“ Politiker und Gelehrten für Dummköpfe halten, hätten sich doch nicht durch diplomatische und Parteiphrasen täuschen lassen sollen. Historisch gebildet, wie sie sind, mußten sie sich über den Wert der agrarischen und Handwerkerklagen schon durch den Umstand belehren lassen, daß die Handwerker ihren bevorstehenden Untergang schon seit vierhundert Jahren ankündigen. Nun leugnen wir keineswegs, daß die Sache heute vielfach anders liegt, als zu der Zeit, wo Sebastian Brant die klagenden Zunftgenossen in ein besondres Schifflein seiner Narrenflotte verlor; aber selbst wenn der ganze Bauern- und der ganze Handwerkerstand proletarisirt würde, so würde dieses allgemeine Elend, weit entfernt davon, eine Revolution herbeizuführen, die Möglichkeit der Revolution, sowohl der friedlichen wie der bewaffneten, für immer vernichten. Allgemeines Elend führt niemals zur Revolution, sondern zur Auflösung durch Fäulnis, wobei das Land des absterbenden Volks gewöhnlich die Beute eines kräftigern Nachbarn wird. Gerade in unsrer Zeit sehen wir aufs glänzendste bestätigt, was Kommissen am Schluß seiner Dar-

stellung der römischen Sklavenaufstände schreibt, daß nur unwissende Angsterlinge den Umsturz des Staats durch Sklaven oder Proletarier fürchten können, und daß die Verständigen solche Furcht nur manchmal heucheln, um mit der Angst der Angsterlinge politische Geschäfte zu machen. England ist heute weiter von der Revolutionsgefahr entfernt als vor fünfzig Jahren, da Engels den Umsturz für die allernächste Zukunft prophezeite, in Italien ist es für Crispi eine Kleinigkeit, mit seiner Eisensfaust alle Hungerrevolten niederzuschlagen, und für Deutschland dürfte der Kriegsminister mit der Äußerung Recht haben, daß bei Straßenkrawallen schon die Feuerwehr hinreichen würde. Was endlich den Krieg anlangt, ist es allerdings nicht bloß Phrase, wodurch sich die Sozialisten haben täuschen lassen, sondern eine wirkliche Stimmung weiter Kreise. Es giebt zur Zeit vielleicht keinen einzigen Mann in den maßgebenden Kreisen, der so ehrlich wäre wie Moltke und öffentlich zu bekennen wagte, daß er den Krieg für eine Notwendigkeit halte, sogar auch um der Sittlichkeit willen. Wenn auch die meisten Angehörigen der bürgerlichen Parteien noch nicht wirkliche Mitglieder der Friedensliga sind, so verdienen sie doch, ihren Worten nach zu urteilen, zu Ehrenmitgliedern ernannt zu werden. Daraus haben die Sozialisten den Schluß gezogen, daß sich die Regierungen durch die Aufrechterhaltung ihrer gewaltigen Heere und Kriegsflootten im Widerspruch befinden mit den Wünschen und Stimmungen des ganzen Volks, und daß hier der Hebel anzusetzen sei, wenn man das Volk für die sozialistischen Ideen gewinnen will.

Es wäre möglich, daß sie sich damit nicht so ganz täuschten, aber ein Glück wäre das nicht, am allerwenigsten für die Arbeiter, denn das einzige Mittel, deren Lage nachhaltig zu verbessern, wird doch zuletzt der Krieg sein. Die volkswirtschaftlichen Untersuchungen der Sozialistenhäupter haben die Wissenschaft bereichert und dadurch so manche zweckmäßige Maßregel befördert; aber die Grundursache der Not des vierten Standes vermögen noch so weise volkswirtschaftliche und sozialpolitische Maßregeln nicht zu heben. Die Utopien der Sozialisten haben den Nutzen gehabt, die Massen aus ihrer Lethargie zu wecken, durch Hoffnung den Seelen der Armen neue Spannkraft zu verleihen, die Arbeiter zu sammeln und so die Gründung von Arbeiterparteien zu erleichtern, die in Parlamenten Gutes wirken können; aber schließlich kann doch die allgemeine Erkenntnis nicht ausbleiben, daß alle Utopien eben nur Utopien sind. Die Grundursache des Arbeiterelends ist zu allen Zeiten der Überschuß der Hände über die Nachfrage nach Arbeit gewesen. Für alle Staaten, deren Bevölkerung keinen Abfluß nach außen hat, tritt bei einem gewissen Grade der Volksdichtigkeit der Zeitpunkt ein, wo Malthus Recht behält. Wird dann durch eine Pest, durch einen blutigen Krieg oder durch energische Kolonisation die proletarische Bevölkerung dezimirt, so bricht für den Rest eine goldne Zeit an; ein Teil erwirbt freigewordenen Grundbesitz, der andre Teil, der auf Lohnarbeit angewiesen bleibt, kann bei Abschluß des Arbeitskontrakts die Bedingungen stellen. Da wir nun die Pest oder einen Krieg von der Art des dreißigjährigen unmöglich wünschen können, so bleibt den Lohnarbeitern nichts übrig, als einen starken Abfluß nach Kolonien anzustreben, an eine Kolonisation aber, die mehr als bloße Kolonialspielerei sein soll, ist ohne einen Krieg auf Tod und Leben mit einer der drei Mächte, die im Begriff stehen, die Welt unter sich zu teilen, gar nicht zu denken.

Mit dem Interesse der Arbeiter ist in dieser Hinsicht das des Mittelstandes solidarisch, dem der Nahrungs- und Erwerbsspielraum zu eng wird, und dessen Nachkommen die Gefahr des Hinabsinkens ins Proletariat droht. Zu ihrem beider-

seitigen Interesse steht das des Großgrundbesitzes, des ländlichen wie des städtischen, und der Großindustrie im schärfsten Gegensatz, die erste Klasse muß hohe Lebensmittelpreise, die ersten beiden müssen hohe Grundrente, alle drei müssen niedrige Arbeitslöhne anstreben; von alledem das Gegenteil ist Lebensbedingung für den Arbeiter, für den Handwerker, für den Kleinbauer. Während daher die Verteuerungen der Friedensliebe im Munde der Staatsmänner eine von der Staatsklugheit auferlegte Notwendigkeit sind — wer den Krieg will, muß Friedensliebe heucheln, um ungestört rüsten zu können —, wünschen die Großindustriellen und Großgrundbesitzer die Erhaltung des Friedens wirklich und aufrichtig. Wie die Großgrundbesitzer zwar gern ihre nationale Gesinnung durch Bewilligung von Maßregeln bekunden, die die slawische Bevölkerung quälen, ohne sie zu vermindern, aber weit entfernt davon sind, eine inferiore Rasse ausrotten zu wollen, die ihnen billige und prügeltgewohnte Arbeiter stellt, so erstreben die Eisenbarone zwar die Vermehrung des eisenverbrauchenden Militärs und der Panzerschiffe ins Maßlose und erwerben damit zugleich auf das wohlfeilste den Ruhm großer Patrioten, aber sie würden sich sehr energisch gegen eine Politik wehren, die dem deutschen Volke den Nahrungsspielraum erweiterte und ihnen dadurch die Arbeit verteuerte.

Diese Lage haben die Sozialdemokraten zu erkennen, wenn es ihnen Ernst ist mit der Absicht, den deutschen Arbeitern zu helfen. Den deutschen, sagen wir, denn die französischen, englischen, russischen müssen sie schon allein für sich sorgen lassen. Mögen sie doch daran denken, wie die italienischen Arbeiter als verhasste Lohnbrücker in Frankreich und Nordamerika Prügel bekommen, und wie die englischen und amerikanischen „Genossen“ gesetzliche Maßregeln gegen proletarische Einwanderung erstreben, und mögen sie ihre Losung: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! in die Kumpelkammer werfen; so wenig wie zwischen Arbeitern und Großunternehmern, so wenig besteht zwischen den Arbeitern der verschiedenen Länder Interessenharmonie. Und anstatt das Geplärre gegen den „Moloch“ bis zum Ekel zu wiederholen, mögen sie bei den Arbeitern und in den ihnen benachbarten Kreisen des untern Mittelstandes Stimmung machen für eine Politik, die unsre Kriegsmacht zu dem, wozu sie da ist, verwenden, die dafür gebrachten Opfer durch den Erfolg rechtfertigen und allein imstande sein würde, die Lage der großen Mehrheit des Volkes zu verbessern.

Wen trifft die Schuld? Eine Frage, die den jüngst gestorbenen Historiker Sybel noch in den letzten Wochen vor seinem Tode beschäftigt hat, ist die nach den Hauptschuldigen des Krieges von 1870/71. In der Beantwortung dieser Frage weicht er in bemerkenswerter Weise von der landläufigen Legende ab, und es sind namentlich drei Personen, die nach seiner Darstellung in einem bessern Licht erscheinen: Bismarck, Napoleon und Eugenie. In einem kurz vor seinem Tode veröffentlichten Nachwort zu seiner großen „Geschichte der Begründung des deutschen Reichs“ hält der Forscher gegenüber mannichfachen Anschuldigungen an seiner Auffassung fest und sucht sie durch neue, bis jetzt nicht bekannt gewordne Mitteilungen zu stützen. Unter diesen findet sich ein Bericht, der die Vorgänge, die sich am Abend des 14. Juli im Schlosse St. Cloud abspielten, fast in dramatischer Unmittelbarkeit wiedergibt und die Lage am Hofe Napoleons mit einem überraschenden Licht überschwemmt. Sybel hat diesen Bericht von dem vertrauten Freunde eines französischen Offiziers, der als Augenzeuge zugegen war; die Namen durfte er leider nicht nennen, aber mit voller Bestimmtheit tritt er für die Zuverlässigkeit des Berichts ein: „An jenem Tage, dem 14. Juli, war eine Anzahl

vom Kaiser geschätzter Offiziere zum Diner nach St. Cloud befohlen. Als der Kaiser gleich nach sechs Uhr aus der Sitzung zurückkehrte, trat er freudestrahlend in den Saal ein, ging auf die Offiziere zu und fragte: »Nun, meine Herren, sind Ihre Effekten für den Feldzug bereit?« Ein brausendes Ja war die Antwort. »Wohl, sagte der Kaiser mit fröhlichem Ausdruck, dann packen Sie wieder aus, denn, Gott sei Dank, der Friede ist gesichert.« Bei den Offizieren fand diese Nachricht nicht gerade einstimmigen Beifall, natürlich aber konnte kein Widerspruch laut werden. Während der ganzen Dauer der Tafel blieb der Kaiser in heiterster Stimmung, scherzte, erzählte kleine Geschichtchen und plauderte mit den Damen. Bald nach Tisch zog er sich in sein Kabinett zurück. Nach einer Weile hieß es, der Herzog von Gramont und Baron Jerome David seien angekommen und sogleich zum Kaiser geführt worden. Später ließ der Kaiser seine Gemahlin bitten, heraufzukommen. Als dann nach dem Schluß der Beratung der Kaiser wieder im Saale erschien, war sein Aussehen in erschreckender Weise verändert: das Gesicht bleich wie der Tod, die Züge schlaff, die Augen halb geschlossen. Er ließ sich in einen Sessel nieder und blieb stumm — der Krieg war entschieden.“ Soweit der Bericht, der allerdings geeignet ist, der Ansicht Sybels in der Frage nach dem Hauptschuldigen Recht zu geben. Nach seiner Auffassung ist Napoleon bis zum letzten Augenblick ein Gegner der Kriegspolitik gewesen; in schwerer Krankheitsstunde — gerade in jenen Tagen hatte eine Beratung von fünf der berühmtesten Ärzte das gefährliche Anwachsen eines großen Blasensteins festgestellt — habe er sich willenlos durch seine Minister Schritt für Schritt zum Kriege treiben lassen. Was er vermochte, das habe er gethan, um den Ausbruch des Krieges zu verhüten, aber die Krankheit habe seinem Geist die zum Widerstand erforderliche Kraft genommen; die franke Willenskraft des konstitutionellen Cäsar sei dem Sturm der populären Leidenschaft gewichen. Gramont aber, der die Kriegstrompete geblasen habe, so lange die Sache populär schien, dessen unverzeihlicher Leichtfinn schon am 6. Juli durch seine berüchtigte Rede der Bewegung eine gefährliche Wendung gegeben habe, und der schließlich durch die frivolsten Mittel den Bruch unvermeidlich gemacht habe, eben dieser Gramont habe nachher keine Lüge verschmäht, um die friedliebende Haltung des unglücklichen Kaisers sich selbst anzueignen und die ganze Schuld auf den Toten abzuwälzen.

Auch die Kaiserin Eugenie nimmt Sybel gegen den schwersten der ihr gemachten Vorwürfe in Schutz, ja in der Reihe der kriegslustigen Treiber und Dränger nennt er ihren Namen überhaupt nicht. Gegenüber den Kritikern, die ihn wegen einer allzu milden Behandlung der Kaiserin getadelt haben, führt er aus, daß er nur der Pflicht des Historikers gefolgt sei, kein verdammendes Urtheil zu fällen, bis die belastende Anklage durch zwingende Beweise bestätigt sei. Wenn diese Pflicht dem Forscher obliege, wo er die Handlungen längst Verstorbenen bespreche, so werde ihre Verletzung doppelt gehässig gegenüber einer Lebenden, einer wehrlosen Frau, die auf blendender Höhe stets ein gütiges Herz gezeigt habe. Der ganzen Persönlichkeit der Kaiserin, ihrer ursprünglichen Natur, ihrem Lebensgang, ihrer fröhlichen Gutherzigkeit widerstrebe das Zerrbild einer politischen Intrigantin, die aus herzloser Herrschsucht den schwerkranken Gemahl, dem jeder Schritt des Reitpferdes, jedes Rütteln des Wagens Schmerzen verursachte, in den Krieg getrieben habe. Freilich, wohin man auf dem Gebiete der über die Kaiserin erschienenen Litteratur greifen möge, überall fasse die Hand entweder leere Luft oder widerlichen Schmutz! Sybel bedauert, daß von diesen sogenannten aktenmäßigen Berichten, die er als unsaltbar und zum Teil böswillig erfunden nachweist, so

manches in unsre Darstellungen übergegangen sei. Namentlich das berühmte: *C'est ma guerre, ma petite guerre!* sei eine Erfindung, für die man vergebens nach einem Ohrenzeugen forsche. Zur Schilderung der Stimmung, in der sich die Kaiserin damals befand, verweist er auf einen Bericht der dienstthuenden Hofdame: „Als am Abend des 15. Juli der Krieg in der Kammer angekündigt war und in Paris mit wildem Jubel aufgenommen wurde, ging die Kaiserin mit dem Präsekten des Palastes lange Zeit in dem dunkeln Park von St. Cloud auf und ab; zu ihren Füßen lag die zum Teil festlich beleuchtete Niesenstadt und ließ den Kriegslärm wie ein dumpfes Brausen heraufschallen. Die Kaiserin war im Gegensatz zu diesem Wirde so schweigsam und tieftraurig, daß endlich ihr Begleiter nach der Ursache fragte. Da brach sie aus: »Wie sollte ich nicht erschüttert sein? Ein Land wie unser Frankreich, in vollem Frieden gedeihend, wird in einen Kampf verwickelt, bei dem auch im besten Falle so viel Zerstörung, so viel Jammer sicher ist. Wir haben alles auf eine Karte gesetzt; wenn wir nicht siegen, so stürzen wir in den Abgrund der entsetzlichsten Revolution, die man je gesehen hat.«“ Man wird zugeben, daß mit diesen Worten das Bild der Intrigantin und leichtsinnigen Heckerin, wie Eugenie auch in ernstern deutschen Geschichtswerken dargestellt wird, unvereinbar ist.

Ob freilich Sybels Untersuchungen den bisherigen Glauben der Zeitgenossen an die Schuld Napoleons und seiner Gemahlin erschüttern wird, ist deshalb so fraglich, weil namentlich in Frankreich große und einflußreiche Kreise ein Interesse daran haben, es bei der Legende bewenden zu lassen, die die Schuld der Nation einem Einzelnen aufbürdet. Mag aber auch hie und da unser Urteil über den unglücklichen dritten Napoleon eine Milderung erfahren, von schwerer Schuld wird ihn die Geschichte schon deshalb nicht freisprechen können, weil das Schicksal auf seine, des Kaisers, Seele die größte Verantwortung gelegt hatte.

Russische Arbeiter. Zu diesem wichtigen Thema wird uns aus unserm Leserkreise noch geschrieben: Seit zwei Jahrzehnten heißt der Schlachtruf der Rechten: Schutz der nationalen Arbeit! — Aber ihr schützt nur den Vorteil der Großen! ruft dagegen die Linke. Die großen Fabrikbesitzer sind es und die großen Landbesitzer sind es, die bei euern Zöllen reich werden! Und woher? Aus den Taschen der Armen, die Waren und Brot brauchen. — Dann kommt von rechts her die Antwort: Aber das sind ja eben unsre Arbeiter. Verdienen wir, so verdienen auch sie. Sind unsre Preise hoch, so sind ihre Löhne hoch. Für wen arbeiten wir denn, wenn nicht für diese Armen, Abhängigen? Seht ihr denn nicht, wie viel besser sie schon leben, wie viel mehr sie schon verdienen als früher?

Nun, wer sind denn neuerdings die Arbeiter der großen Landbesitzer des Ostens? — Polen! — Aber reichsangehörige Polen? — Nein! Russische Polen!

Se billiger, je anspruchsloser, je elender — um so besser! Kurz gesagt: je fremder, um so besser!

Möge doch jedem Großbesitzer des Ostens, der russische Arbeiter beschäftigt, die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er wieder vom Schutz der nationalen Arbeit und vom Schutz der deutschen Landwirtschaft spricht. Er ist ein ebenso großer Feind der nationalen Arbeit als eine jüdische Firma, die auf Spekulation Getreide einführt.

Die Arbeit des deutschen Tagelöhners, diese ist sicherlich nationale Arbeit, und wenn etwas geschützt werden soll, so ist es der Preis dieser Arbeit, der Tagelohn, und nicht der Getreidepreis der Herren. Was schützt man aber in dem

Getreidepreise solcher Herren? Die Konkurrenz zuwandernder Russen, die Slawifizierung der deutschen Klasse im Osten!

Zum Schutze des deutschen Landkapitals durch Warenzölle gegen auswärtige Konkurrenz gehört als notwendiges Gegenstück, als *conditio sine qua non* der Schutz des ländlichen Arbeiters gegen auswärtige Konkurrenz durch Einwanderungsverbot. Sonst ist der Warenzoll ein Verbrechen gegen die übrigen Stände des Volks. Bismarck hat in den hohen Getreidezöllen viel Opfer von manchen Ständen des Volks verlangt. Aber er hat nicht geheuchelt, als er sagte: Damit will ich der deutschen Landwirtschaft helfen! Er half ihr — damals, als er die fremden Arbeiter auswies. Die Landwirtschaft der Großen im Osten mit fremden Arbeitern ist keine deutsche Landwirtschaft — sondern Plantagenindustrie, Ausbeutung von Sklavenarbeit. Man mag sie besteuern wie Börse und Lotterie. Denn dem deutschen Volke ist sie nichts nütze.

Was werden die Folgen dieser Einwanderung sein? Diese Fremden bleiben nicht Fremde. Einmal hier mit ihren Familien, sind sie nicht wieder wegzuschaffen. Sie werden Bürger in unserm Lande und erhalten das deutsche Reichswahlrecht. Der greise Kaiser und Bismarck haben dem deutschen Volke eine gewaltige politische Macht in die Hände gelegt, größer noch, als das Volk heute schon glaubt. Sie gaben den untersten Ständen das allgemeine gleiche, direkte, geheime Wahlrecht. Sie haben das gewagt! Warum? Weil es das deutsche Volk war, dem sie es gaben.

Der deutsche Arbeiter ist nüchtern genug, unterrichtet genug, treu genug, vaterländisch genug. Man kann ihm so hohe Verantwortung anvertrauen. Und was daran noch fehlt, wird bald erreicht werden. Er soll eine immer bessere Schulbildung haben, soll teilnehmen an dem edlern Wollen und Fühlen der Nation. Er soll immer mehr unferzgleichen werden. Wir wollen dafür sorgen, daß sein materielles Leben besser werde, sein Lohn steige, damit er nach des Tages Arbeit für Besseres Lust und Kraft behält. Wenn wir unsre Pflicht thun, so werden wir in wenigen Menschenaltern nicht nur eine vaterländisch gesinnte studierende Jugend von einigen zehntausend Köpfen haben, sondern auch eine vaterländisch gesinnte arbeitende Jugend von einigen hunderttausend Köpfen. So dachten damals die Väter des Vaterlandes. Wie hätten sie denn sonst die Masse zur Herrschaft bringen dürfen?

Und was thut man heute? Zu Tausenden lockt man fremde Arbeiter ins Land, um die deutschen Arbeiter zu unterbieten, um ihren Lohn niedrig zu halten. Man treibt die anspruchsvollern in die Stadt, sodaß sie auch dort wieder auf die Löhne drücken. Damit proletarisirt man die deutschen Arbeiter, gründlicher als es die Sozialdemokraten hoffen.

Man schenkt das höchst freisinnige deutsche Wahlrecht den niedrigsten Schichten eines fremden Volks, dem man es in ihrem eignen Lande in hundert Jahren vielleicht noch nicht geben wird, und wohl mit Recht nicht geben wird. Also man züchtet einerseits ein verbittertes deutsches, andererseits ein ungebildetes fremdes Proletariat, das mit Hilfe des allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts bald genug den „Beschützern der nationalen Arbeit“ auf den Köpfen tanzen wird.

Solon. Professor Georg Adler hat in Frankenssteins Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirtschaft eine Studie über „Solon und die Bauernbefreiung in Attika“ veröffentlicht, die den Wert der alten Geschichte für alle, also auch für

unsre Zeiten recht deutlich hervortreten läßt. Dieser Wert besteht darin, daß die kleinen Stadtstaaten des Altertums Paradigmen bilden, an denen man die Grundformen aller politischen und sozialen Gestaltungen und Bewegungen studiren kann, die in unsern modernen Staaten wegen ihrer Größe und ihrem verwickelten Bau oft schwer aufzufinden sind. Alder charakterisirt die Seisachtheia in Verbindung mit der Verfassungsänderung als eine Befreiung der attischen Bauernschaft von einer brutalen und kurzsichtigen Junkerherrschaft und kommt im Gegensatz zu Wilamowitz-Moellendorff, der in seinem Werke: *Aristoteles und Athen*, Solon nicht zu den großen Staatsmännern rechnet, zu dem Ergebnis: „Solon war ein großer Staatsmann: denn er hat die schweren Gebrechen der Zeit klar erkannt und die Mittel zu ihrer Heilung mit starker und sicherer Hand durchgeführt; seine Maßregeln stellen die gewaltigste (?) soziale Reform dar, die jemals in der Weltgeschichte auf friedlichem Wege zur Ausführung gelangt ist. Durch ihn ist thatsächlich eine wahrhafte Bauernbefreiung großen Stils (?) durchgeführt und damit der Grundstein zu der attischen Kultur, wie wir sie kennen, das Fundament zu Athens künftiger Größe gelegt worden.“ Die zwei Fragezeichen wollen besagen, daß das Wort groß im räumlichen Sinne auf Attika und attische Verhältnisse überhaupt nicht angewendet werden kann. Aber freilich ist es eben die räumliche Kleinheit gewesen, was diese alten Staaten zu geeigneten Pflegstätten geistiger Größe und zu lehrreichen Vorbildern für spätere Zeiten gemacht hat.



## Litteratur

Die Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten. Auf Grund archivalischer Quellen von Hugo Landwehr. Berlin, Ernst Hoffmann & Co., 1894

Der Verfasser will mit diesem Buche eine Lücke in der geschichtlichen Literatur ausfüllen, da die evangelische Seite der preussischen Kirchenpolitik in den grundlegenden Werken von Droysen und Lehmann (Preußen und die katholische Kirche) im wesentlichen nur gestreift, bei Hering (1778) dagegen, auf dem alle spätern Darsteller, auch Brandes (1872), fußen, im einseitig reformirten Sinne aufgefaßt sei. Er will gegenüber dem herkömmlichen Urteil zeigen, daß die „Reformirten in Wahrheit doch ebenso kampflustig als ihre Gegner waren,“ damit aber nun auch ein umfassendes, getreues Bild des kirchenpolitischen Strebens des Großen Kurfürsten, nicht bloß als Landesfürst, sondern auch als Reichsfürst, verbinden.

Friedrich Wilhelm war ein treuer Anhänger seines Bekenntnisses, wenn ihm etwa zugemutet wurde, für Erdenlohn seinen Glauben preiszugeben, sei es nun den lutherischen Schweden für die Hand ihrer Königin Christine oder den Katholiken für die Krone Polens, die er „einer Messe nicht wert“ fand. Das hinderte ihn aber nicht, die Freiheit des Evangeliums, deren Bedeutung sein hoher Geist früh im oranischen Hause erfassen und an den niederländischen Zuständen auch